

Ulf Schlüter

Vorstellung anlässlich der Kandidatur zur Wahl als Theologischer Vizepräsident Landessynode der Ev. Kirche von Westfalen | 21.11.2017

Frau Präses, Hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

Schleiermacher. Barth. Bultmann. Tillich.

Noch vor wenigen Jahrzehnten genügten diese und ein paar weitere Namen, um sich zu positionieren, ein Bild von sich zu geben. Wes Geistes Kind, welcher Schule Spross man sei – als Theologe.

Zehn Minuten Zeit habe ich, mich Ihnen vorzustellen, mich und mein Denken zu skizzieren. Ich dachte, ich mache es Ihnen einfach. Und nenne kurz nur die wesentlichsten Namen. Als da wären:

Martin Luther. Dietrich Bonhoeffer. Willy Brandt. Kurt Tucholsky. Snoopy, der Beagle. Johann Sebastian Bach. Reinhard Stan Libuda. Jürgen Moltmann. John Lennon. Konrad Raiser. Robert de Niro. Seneca. Asterix, der Gallier. Augustin. Astrid Lindgren. Lorient. Ernst Lange. Hanns Dieter Hüsch. Dieter Kock. Umberto Eco. Jürgen Klopp. Jürgen Ebach. Woody Allen. Michael Schibilsky. Mascha Kaléko. Martin Luther King.

Gut, einige fehlen noch. Aber die Reihe mag genügen, der Eindruck geistiger Verwirrung ist nicht mein erstes Ziel. Es mangelt zudem an Zeit, die Liste zu erläutern. Rätseln Sie bloß nicht über die Reihenfolge! Purer Zufall, nur die Namen eben nicht.

Wie überhaupt manches ohne Zweifel Zufall ist – möglicherweise auch, dass ausgerechnet ich hier heute stehe. Wir sind zwar „ständig damit beschäftigt, Zufall zu Sinn zu verarbeiten“, wie Hermann Lübke formuliert, aber ob das hier gelingt...

In die Wiege gelegt jedenfalls sind mir weder die Theologie noch der Pastor, ein Pfarrhaus betrat ich zum ersten Mal als Konfirmand. Aufgewachsen bin ich im Schatten einer Zeche, nicht eines Kirchturms. Mein Vater war Bergingenieur, Gruben-, Revier-, Fahr- und später Obersteiger, und so verlässlich wie der Kohlenstaub auf unsere Fensterrahmen rieselte, dröhnte jeden Abend meiner Kindheit seine Stimme in den Hörer des Telefons aus schwarzem Bakelit. Die Predigt für die Nachtschicht. Klare Ansagen, ohne Lyrik, bisweilen brachial, notgedrungen nüchtern. Was zählte, war die Zahl der Kohlen-Teckel am Schacht, alles hing an der Fördermenge. Und daran, dass niemand zu Schaden kam. Beides passte oft nicht; dann war's in unserer guten Stube fast so höllisch laut wie unten auf der fünften Sohle.

Verantwortung tragen, den Betrieb partout am Laufen halten, das Notwendige sehen, tun, entscheiden, malochen, das stand uns, meinem Bruder und mir, von klein auf täglich vor Augen, das donnerte uns kräftig um die Ohren.

Wir waren ziemlich genervt... Und konfiguriert.

Es war Zufall, oder nicht?, dass der einzig freie Platz just im katholischen Kindergarten zu ergattern war. Mitten in der Zechensiedlung, von Nonnen und Tanten betrieben. Beten und singen, jeden Tag, Heiligenbilder, knien in der Kirche, der Geruch von Weihrauch und Kerzen, wir haben das geliebt.

So wie wir jene Geschichten liebten, die man uns bald darauf erzählte, Sonntag für Sonntag, im Kindergottesdienst; die Kirche, nun evangelisch, rappellvoll, man ging da halt hin, 60er Jahre, das war nun mal so. Jesus von Nazareth ähnelt bis heute den kleinen bunten Fleißbildern, die wir sorgsam sammelten, und seine Stimme klingt wie die des Helfers, der uns erzählte von der Stillung des Sturms, der Heilung des Blinden oder der Wanderung nach Emmaus. Bis heute ein sehr guter Freund. Also der Helfer...

In dessen Fußstapfen trat ich als Konfirmand. Weil dort, wo ich aufwuchs, früh Schluss mit dem Pauken und Hersagen war, stattdessen: Praktika, Wahl-Kurse, Blocktage, Bethel-Reisen, Freizeiten. Das war kein Zufall, sondern System – aber ohne diesen Unterricht und alles, was folgte in einer allseits aktiven, sozial engagierten Gemeinde, wäre ich heute nicht hier.

Soweit also alles ganz normal. Ich bin ein Kind der Volkskirche.

Weniger normal war, dass es mich dann direkt auf den Friedhof führte. Wo – Zufall? - der alte Organist just seinen Dienst quittierte, als ich gerade 13 war. Ich konnte halbwegs spielen, man engagierte mich - und ich war im Geschäft mit Sterben und Tod. 10 Mark pro Trauerfall! Viel besser und weit wichtiger: alle paar Tage traf ich nun pflichtgemäß auf die alles entscheidende Frage, jene, die mich seitdem begleitet, für Phasen auf finstere Weise, die Frage, an der alles hängt. Für mich, für uns, für die Kirche. Welche Hoffnung haben wir im Leben und im Sterben? Wie ist zu reden von Auferstehung im Angesicht der Endlichkeit? Wie ist das Leben zu deuten – mit dem Blick auf das Kreuz und die Macht, die der Tod nun mal hat? Doch im Horizont des Evangeliums, im Vertrauen auf den, „welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält“...

Ich habe seitdem Theologie studiert, mein Vikariat absolviert, Vikare ausgebildet, mich im Konziliaren Prozess wie in kirchlicher Publizistik getummelt, fast 20 Jahre Gemeindegarbeit in allen Facetten volks- und vereinskirchlicher Wirklichkeit erlebt, kümmere mich seit vier Jahren mit anderen um einen Kirchenkreis als Moderator, Impulsgeber, Aufsicht, Berater und Blitzableiter.

Wir haben auf drei Verfassungsebenen tausend Themen in sechs Handlungsfeldern, wir sind eine komplexe Organisation, wir jonglieren mit multirationalem Management, wir haben verfassungsrechtlich verbrieft Rechte und erfüllen zivilgesellschaftliche Aufgaben, alles das. Und wir bemühen uns redlich, ich auch, den Betrieb partout am Laufen zu halten. Wir machen viel.

Davon aber bin ich überzeugt: Im Kern und am Ende hängt alles an dieser Frage. Welche Hoffnung wir haben im Leben und im Sterben.

Es stimmt, was Detlef Pollack in der letzten Woche bei der EKD-Synode entfaltet hat: „Das größte Problem der Kirche heute besteht darin, dass das Ganze des menschlichen Lebens, Sterbens und Hoffens, um das es im Evangelium geht, für die meisten nur noch partiell relevant ist.“ Es lässt sich kaum bestreiten, dass nur eine kleine Minderheit – gerade 8% der Menschen - den Sinn des Lebens als solchen bedenkt, dass nur ein Zehntel „religiös auf der Suche“ ist, dass „die theologische Unterstellung eines religiösen Apriori die Lebenswirklichkeit der Menschen nicht trifft.“

Stimmt alles. Wir sind, 500 Jahre nach Luther und drei Jahrhunderte Aufklärung im Kopf, angekommen in einer Gesellschaft, in der viele eben ohne Gott, Glaube, Kirche, Religion ihr Leben meistern. Und das ist keine Analyse nur für Dortmund. Eine Reise durch Holland oder ein Blick nach England zeigt den gleichen Befund. Es mag regionale Varianten und verschiedene Geschwindigkeiten geben, aber für das Ruhrgebiet, für Südwestfalen, Ostwestfalen und das Münsterland gilt: Wir leben in der gleichen Welt.

„Was kann heute an das einstmalige Sündenbewusstsein treten, das uns die Frage nach Gott so dringlich macht, wie sie Luther einst war?“ Fragte Pollack letzte Woche. Und fuhr fort: „Könnte das die Frage nach der grundsätzlichen Begrenztheit unseres Lebens und nach der Neigung des Menschen sein, diese Grenze nicht anerkennen zu wollen und Steigerung, Lebensegier und Selbstverwirklichung zum letzten Prinzip seines Lebens zu machen?“

Möglicherweise.

Wenn schon die konkreten Grenzen des Lebens an vormals ungeahnte Fragen führen. Das jedenfalls habe ich erlebt, für mich selbst wie als Pfarrer. Wie ich auch erlebte: Es gelingt durchaus, „von Gott nicht nur an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht nur in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also nur bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen zu sprechen.“ Wie Bonhoeffer es wollte.

Die abgrundtiefe Liebe Gottes in Wort und Tat zu bezeugen. Das ist der Kern unseres Auftrags.

Dem die Kirche in vielerlei Gestalt folgen kann.

In der EKvW wie in den anderen Landeskirchen tun wir das nach wie in den Strukturen der Volkskirche. Die schrumpft und wandelt sich, jene meiner Kindheit ist zum Teil passé. Selbstverständlichkeiten verdunsten.

Trotzdem gilt: Zu dieser Kirche gehören weiterhin große Teile der Bevölkerung. In der Stadt Dortmund 170.000 von 600.000, in Deutschland 22 von 80 Millionen. Evangelisch getaufte Christen. Sehr unterschiedliche Menschen, mit polarisierter Kirchenverbundenheit, wie die V. KMU es konstatiert. Rund jeder Zehnte engagiert. Die Mehrheit mittelschwer verbunden, mit punktueller Aktivierung. Und ein Drittel Mitglieder bald, ihrer Kirche kaum oder überhaupt nicht mehr verbunden. Alle umgeben von einer rundum pluralisierten und sich weiter pluralisierenden Gesellschaft, in der Christen in sechs oder acht Jahren nicht mehr die Mehrheit stellen.

Ich bin ein Kind der Volkskirche. Und mehr oder weniger sinnvollen Zufällen geschuldet meinen Weg gegangen.

Ich stehe für eine Kirche, die nicht in fromme Konventikel flieht. Eine Kirche, die Ja sagt zu den Unschärfen. Und die sie als Chance betrachtet. Für eine Kirche im Kontakt mit denen, die Analphabeten sind in der Sprache Kanaans. Um zu lernen, heute von Gott zu reden.

Ich stehe für eine Kirche, die nach Kräften alle Chancen nutzt. Die sind groß – historisch gewachsen, Gott sei Dank. Wir sind in allen Städten sichtbar, Kirchturmhoch, wir bilden und erziehen Kinder, Tausende in Tageseinrichtungen, wir betreuen Schüler im offenen Ganztage, wir pflegen Kranke und Alte, wir betreiben hoch professionell diakonische Unternehmen, wir schaffen Kultur, wir erhalten das Gedächtnis der Städte, wir beraten Menschen in Krisen, wir sorgen für Seelen auf onkologischen Stationen, wir sind da, wenn Paare ihr Glück feiern oder Trauernde an Gräbern stehen.

Wir sind Volkskirche. Immer im Wandel. Doch mit klarem Auftrag. Gewiesen an alles Volk.

„Gemeinde“ sind nicht nur die 12 % Vereinsaktiven. Hören wir auf, so zu reden.

Die anderen, natürlich, werden niemals Gemeindegänge bevölkern. Und auch nicht allsonntäglich im Gottesdienst sitzen. Tun die nicht. Aber sie sind begnadigte Sünder wie wir. Nicht schlechter, nicht besser.

Sind wir da, wenn sie uns begegnen und in Anspruch nehmen. Mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit - und mit Qualität.

Und mit Vernunft. Denn dafür stehen wir. Heute. Für Glauben und Vernunft. Dass Kreationismus peinlich ist, hat schon Augustin gewusst. Der Vernunft ihr Recht zu geben und von der komplementären Wahrheit des Glaubens zu reden. Im Wissenschaftsbetrieb wie in Akademien und Stadtkirchen. Aber auch in jeder Gemeindegruppe. Vernunftverzicht ist kein Programm.

Ich stehe für die Kirche als Volkskirche im 21. Jahrhundert. Freie Herren und dienstbare Knechte.

So verstanden habe ich als Pfarrer in einer Kirchengemeinde gewirkt und wirke ich als Superintendent in einem Kirchenkreis. So verstanden würde ich gern an der Leitung dieser westfälischen Kirche mitwirken. Meinen Teil tun, den Betrieb am Laufen zu halten. Und ihn weiter zu entwickeln.

Ich bin kein Kongregationalist. Wir haben drei Verfassungsebenen – und auf allen gestalten wir die Kirche. Tunlichst koordiniert.

Aufsicht und Dienstleister – beides ist die Landeskirche. Rahmen setzen, Gemeinschaft stärken, Impulse geben, Innovationen fördern, das ist wichtig. Und dient der Arbeit in Kirchenkreisen und -gemeinden. Den öffentlichen Auftrag der Kirche kompetent und klar wahrnehmen – das nicht zuletzt.

Große Themen warten in den nächsten Jahren. Die Zukunft des Pfarrdienstes ist eines davon. Andere drängen nicht minder. Demographischer Wandel. Mitgliederentwicklung. Finanzierungsbasis. Parochie und Region. Revision der Kirchenordnung. Kirchlich-diakonische Identität. Ökumenische Perspektiven. Interreligiöse Kompetenz. Und das alles in einer beschleunigt disparaten Gesellschaft und Welt.

Große Themen. Und es wird rumpeln hier und da, gewiss.

Ein Theologischer Vizepräsident, dessen Themen und Aufgaben erst noch näher festzulegen sind, hat für mich eine zentrale Funktion: Für Verständigung und Information zu sorgen. Zwischen den Leitungsorganen - und verstärkt zwischen Landeskirche und Kirchenkreisen.

Ein Apparat steht zur Verfügung. Leider nicht aus schwarzem Bakelit. Wenngleich die in manche Säle am Altstädter Kirchplatz vorzüglich hineinpassen würden...

Auch wenn es rumpelt: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. In diesem Geist Kirche zu leiten – darum geht es für mich: auf der Höhe der Zeit, für alles Volk und mitten in der Welt. Und ohnehin: Vergnügt, erlöst, befreit.

Glück auf.